

Ein Mißgeschick in 3 Akten - Zerbombtes Dortmund 1943

Neue Arbeiterpresse, (Nr. 405/11. Januar 1985)

WIR veröffentlichen hier den letzten Teil einer neuen Geschichte von Kurt Piehl über seine Erlebnisse als jugendlicher Edelweisspirat.

Kurt Piehl ist im Dortmunder Norden aufgewachsen und schloss sich als 14jähriger den Edelweisspiraten an, in Dortmund auch „Latscher“ genannt. Dies waren Gruppen von Arbeiterjugendlichen in verschiedenen Großstädten, die sich gegen die Hitlerjugend zur Wehr setzten und in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs gegen die Nazis Widerstand leisteten. Bis heute werden sie als „kriminelle Banden“ in den Akten der Justiz geführt.

Kurt Piehl ist dem Tod durch die Gestapo bei Kriegsende nur knapp entronnen. Nach dem Krieg arbeitete er als Eisenflechter in einer Baufirma in der Nähe von Dortmund, wurde Betriebsratsvorsitzender und Ortsvorsitzender IG Bau-Steine-Erden in Bergkamen-Oberaden. Seit der Pleite der Baufirma 1982 ist er arbeitslos.

Zwei Jugendliche aus Dortmund, Kurt Piehl (Curry) und sein Freund Tönne, zwei Edelweisspiraten, die in Konflikte mit der Hitlerjugend und der Gestapo gekommen waren, hatten sich im Herbst 1944 aus Dortmund davongemacht.

Der eine wollte zu einer Tante in die Schweiz, der andere nach Freiburg. Sie kamen bis nach Karlsruhe, das so zerbombt war, dass kein Zug mehr von dort abfahren konnte. Ein Lastwagen brachte sie ins damals noch vollkommen unzerstörte Pforzheim, von wo sie weiterzukommen hofften.

Dort griff sie die Polizei auf, weil sie bei Fliegeralarm auf der Straße herumspazierten. Als Curry einen Fluchtversuch unternahm, wurden beide bis auf weiteres ins Pforzheimer Untersuchungsgefängnis gesperrt. In Begleitung zweier Polizisten wurden die beiden schließlich wieder nach Dortmund geschickt.

III. Akt: Heimkehr

Sie führten uns nicht auf direktem Weg zum Bahnhof. In einer Seitenstraße zeigten sie uns, wo bei dem Luftangriff eine Bombe eingeschlagen war. In der Straßenfront fehlten zwei vierstöckige Häuser. Wo die gestanden hatten, war jetzt nur noch ein riesiger Trümmerhaufen. Es sollte hier auch Tote gegeben haben, aber das wussten die Polizisten nicht so genau.

„Wegen zwei so'ne Häuskens regt sich bei uns kein Schwein mehr auf“, behauptete Tönne und blickte mich beifallsheischend an.

Ich stimmte ihm zu.

„Das sind doch nur kleine Fische. Wenn se ma' 'ne Stadt nach 'n richtigen Angriff gesehn ham, gucken se nach sowas gar nich' mehr hin.“

Die Polizisten glaubten uns nicht.

„Alldieweil mische (müssen) se angäwe (angeben), die Bürsch' (Burschen)“, sagte der Untersetzte ungehalten.

„Wenn wa in Dortmund sind, könn' se sich ja'n bißchen umgukken“, erwiderte ich. Da könn'se dann selber sehn, wie das is'.“

In diesem Augenblick wusste ich noch nicht, dass Dortmund am 6. Oktober den bis dahin schwersten Bombenangriff erlitten hatte.

Unser Zug fuhr ziemlich pünktlich ab, das war in Pforzheim so üblich. Allerdings stimmte die Richtung nicht ganz. Wir hätten nämlich in Heidelberg umsteigen sollen, aber als wir den Zug verließen, waren wir auf dem linken Rheinufer in Ludwigshafen. Die zwei Stunden Aufenthalt verbrachten wir anfangs mit den Polizisten im Wartesaal. Die beiden aßen von ihren mitgebrachten Broten und spendierten auch uns je eine Knifte. Wir hatten unsere Marschverpflegung ja längst verspeist. Ein mitleidiger Landser, der am Nebentisch saß, ließ uns eine Zigarette drehen. Nach der langen Enthaltbarkeit war das ein besonderer Genuss. Uns wurde prompt davon schlecht.

Unsere Bewacher erlaubten uns daraufhin, an die frische Luft zu gehen - auf den Bahnsteig. Vorher erinnerten sie mich noch eindringlich an mein Ehrenwort. Ich habe nie wieder so viel Spaß daran gefunden, auf einem Bahnsteig hin und her zu schlendern. Nach den sechs Wochen in der engen Zelle, fühlte ich mich hier fast wie ein freier Mensch. Die Polizisten saßen derweil im Wartesaal und dösten vor sich hin.

Als der Zug nach Siegen angekündigt wurde, weckten wir die beiden Schläfer und trugen den Koffer auf den Bahnsteig. Es gab da noch irgendwelche Schwierigkeiten. Für uns war nämlich ein separates Abteil reserviert - allerdings ab Heidelberg. Die gewöhnlichen Reisenden mussten in überfüllten Zügen zum Teil auf Puffern und Wagendächern fahren. Uns Gefangenen stand eine feudalere Beförderungsmethode zu. Schließlich sollten wir nicht mit solchen Leuten in Kontakt kommen, die noch frei herumlaufen durften.

Der Zug lief ein. Noch bevor er richtig stand, stürmten die Wartenden wie irrsinnig in die Wagen. Eben waren sie noch vernünftige Menschen gewesen - jetzt nicht mehr. Jetzt trampelten sie jeden nieder, der sich ihnen in den Weg stellte.

Ein Eisenbahner führte uns zum Gepäckwagen. Am Wagenende gab es einen abgeteilten Raum in den Abmessungen von etwa einem Meter mal Wagenbreite. Eine Verbindung zum inneren Teil gab es nicht, nur zwei Türen - auf jeder Wagenseite eine. Das war nicht ganz so großartig, wie wir gehofft hatten, aber auch nicht schlecht. Die anderen Reisenden mussten wesentlich unbequemer fahren.

Einige Leute waren uns gefolgt und versuchten, sich mit hereinzudrängen.

„Das derfe se net“, schrien unsere Bewacher aufgeregt. „Das is' e Gefangenedranschport (Gefangenentransport).“

Die Ausgesperrten versuchten die Türen mit Gewalt zu öffnen - von beiden Seiten her. Wir Privilegierten - Polizisten und Gefangene - hielten von innen zu. Das war fast eine Belagerung. Vor unserem Abteil brüllte ein wütender Mann:

„Schwätzet se ka' Stuß, Herr Polizischt. Von weje Gefangenedranschport. Im Wardesaal g'schlaffe han se, un' dä Bürsch san derweil spazieregange. Un' nu' wolle se mer vorschwätze, des wär e Gefangenedraschport. Schame sollte se sich, sä Volkschgenosch (Volksgenosse), sä.“

Mit vereinten Kräften gelang es uns, das zugewiesene Luxusabteil zu verteidigen. Dann fuhr der D-Zug an. Zurück blieb eine Menge unglücklicher Möchtegernreisender. Als Belohnung für unsere tatkräftige Hilfe bekamen Tönne und ich wiederum je eine „Knifte. Heute war wirklich ein netter Tag für uns.

Amerikaner

Bis kurz vor Frankfurt war die Reise ziemlich langweilig. Zwei Mann konnten jeweils auf dem Koffer sitzen, und wir wechselten uns mit den Polizisten ab. Ich wunderte mich, weil unsere Route nicht am Rhein entlang führte. Da erfuhren wir dann, dass die Amerikaner schon in Aachen waren.

„Schwere Straßekämpf han se vun do g'meld't“, erzählte der Untersetzte, und der Blondgraumelierte fügte hinzu: „s werd halt schwer, no' an de Endsieg ze glaabe.“

„Da ham wir kein' Arger mit“, sagte ich grinsend. „Das is', weil wir da schon lange nich' mehr d'ran glaub'n.“

Tonne stieß mich mahrend an, aber das war überflüssig. Diese biedereren Polizisten würden uns bestimmt nicht auf hochverräterische Redensarten festnageln.

Kurz vor Frankfurt blieb der Zug auf freier Strecke stehen - ohne ersichtlichen Grund. Der Aufenthalt dauerte fast zwei Stunden. Nach etwa zehn Minuten klopfte jemand zaghaft an die Scheibe. Ich blickte die Polizisten fragend an. Beide nickten, und ich öffnete die Tür. Draußen stand ein Landser - ein vielleicht zwanzigjähriger Soldat.

„Verzeihung“, sagte er höflich. „Ich hab das in Ludwigshafen mitgekriegt. Ich mein, wie die Leute Sie bedrängt haben. Mir ist da das noch zu dumm gewesen. Aber jetzt ... Ich häng schon die ganze Zeit zwischen den Wagen; stehend auf dem Puffer. Und jetzt bin ich so durchgefroren, dass ich mich nicht mehr halten kann. Und mein Gepäck erst recht nicht. Wenn Sie so freundlich sein würden... Ich kann mich auch erkenntlich zeigen.“

Die Polizisten zögerten; wir nicht. „Von uns aus kann er mit rein“, meinte Tönne. „Wir ham' nix dagegen.“

„Klar“, stimmte ich zu. „Ob hier vier oder fünf Mann drin sind, das is' Jacke wie Hose.“

Ich weiß nicht, was Tönne so dachte, aber meine Zustimmung war, nicht ganz selbstlos. Der Soldat hatte was von „erkennlich zeigen“ gesagt. Das konnte Essen oder Zigaretten bedeuten. Nach den Entbehrungen der letzten Wochen konnte ich von beidem nicht genug kriegen.

Wir halfen dem Landser eine Art Seesack in unser Abteil zu schaffen. Dann schnallte er seinen Tornister ab und bot Zigaretten an. Wir akzeptierten alle, auch die Polizisten. Unser neuer Gefährte wollte nach Hagen. Er kam von der Invasionsfront und hatte zwei Wochen Heimaturlaub. Was er vom Kampfgebiet erzählte, von Chaos, Panik und heilloser Flucht, das hatte nur wenig mit den OKW - Berichten (OKW-Oberkommando der Wehrmacht) gemein. Bei denen hörte man nur von heldenhaftem Widerstand und planmäßigen Absetzbewegungen. Das erzählten wenigstens die Polizisten. Mein Kumpel und ich hatten ja wochenlang keinen Wehrmachtsbericht gehört.

Nach einer Weile wurde der Landser neugierig.

„Darf ich fragen, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen?“ erkundigte er sich. „Sie sind so eine ungewöhnliche Gesellschaft“.

Die Polizisten grinnten und schwiegen, aber Tönne klärte ihn auf. „Wir sind Gefangene“, verkündete er stolz. „Wir wer'n nur von ein' Knast nach'n andern gebracht.“

„Das hab ich schon in Ludwigshafen gehört, aber da hat das keiner geglaubt - ich auch nicht. Für sowas sind Sie zu ... Sie sind so vertraut miteinander.“

„Jetz' scho“, nickte der Untersetzte. „Abe' alldieweil is' des net so gewese“. Er blinzelte mir freundschaftlich zu.

„Wenn se mich gefesselt hätten, war das 'ne klare Sache“, meinte ich. Dann hätte jeder sehn könn', dass hier'n richtiger Gefangenentransport is'. Aber mein Kumpel war ja zu faul für zum Koffertrag'n.“

Der Soldat bot noch einmal Zigaretten an. Es waren „Sulima Rekord“, eine Marke, die auch „Deutscher Wald“ genannt wurde. Das war so, weil der Tabak zum Teil aus Buchenlaub bestand. Dann schnürte er den Seesack auf.

„Wenn Ihr Gefangene seid, dann habt Ihr doch bestimmt Hunger“, vermutete er.

Das war eine Vermutung, die wir eifrig bestätigten.

„Eigentlich müsste ich auch Gefangener sein“, erzählte der Landser. „Oder sogar standrechtlich erschossen. Was hier nämlich drin ist...“ Er deutete auf den Sack. „Das ist alles geklaut. Da wurde beim Rückzug ein Verpflegungslager gesprengt. Wir haben da noch rausgeholt, soviel wir tragen konnten. Natürlich nur die besten Sachen. Aber wenn sie uns dabei geschnappt hätten ...

Standrechtlich erschossen wegen Plünderung, hätte es dann geheißt. Warum weiß ich auch nicht.

Nach der Sprengung war sowieso alles im Eimer“. Er wandte sich an die Polizisten. „Darf ich Ihnen auch was von der Diebesbeute anbieten, meine Herren?“

Köstlichkeiten

Die zierten sich nicht lange und griffen genauso ungeniert zu, wie mein Kumpel und ich.

In dieser Nacht aß ich zum ersten mal Gänseleberpastete; dazu eine Reihe von Köstlichkeiten, die ich nicht mal dem Namen nach kannte. Die Wartezeit vor Frankfurt und dann die Fahrt bis Siegen wurde für uns zu einer regelrechten Schlemmerorgie. Mein Hunger wurde trotzdem nicht geringer.

In Siegen mussten wir umsteigen. Das war zwar kein Problem, aber ein reserviertes Abteil kriegten wir nicht mehr. Als der Soldat in Hagen ausstieg, schenkte er jedem noch eine Schachtel Zigaretten.

Eine Stunde später waren wir in Dörmum. Wir bemerkten die Veränderungen schon beim Aussteigen. Bahnsteige und Gleise waren zerbombt und zum größten Teil noch gesperrt. Einige Anlagen waren notdürftig geflickt. Der Weg durch die Bahnhofshalle war nur ein Pfad zwischen Trümmerbergen. Aber so richtig schlimm war es erst, als wir aus dem Bahnhof herauskamen. Halblinks vor uns standen und lagen zerschmetterte Straßenbahnwagen - ein heilloses

Durcheinander. Ein einzelner Wagen stand noch in den Schienen, und ein anderer hatte sich über ihn geschoben. Das sah aus, als hätten Dinosaurier eine Geschlechtsorgie gefeiert und wären dabei gestorben. Jetzt war da nur noch tödliche Starre. Die ineinander verkeilten Bahnen wirkten erschreckender, als die ehemaligen Häuser, die jetzt als Ruinen nutzlos in der Gegend herum standen.

„I kann's net glaabe“, murmelte der Blondgraumelierte und bekreuzigte sich. „I kann's net glaabe, dasch (daß) de Hergott des zulasche (zulassen) dut.“

Ich wollte eine spöttische Bemerkung machen, aber Tönne stieß mich in die Seite.

„Wir möchten wissen, was bei uns zuhause is“, meinte er dann. „Ob unse' Leute noch am leb'n sind und so.“

Die Polizisten nickten. „Das mache mer“, sagte der Unteretzte. „Ähr (ihr) zeigt unsch de Wäg nahm (nach dem) G'fängnisch. 'Sch musch jo net de kürtscheste san.“

Dem Bahnhof gegenüber, durch zwei Fahrbahnen und die Straßenbahngleise von uns getrennt, stand das Bollwerk der Vemlinde. Es stand wirklich noch. Allerdings war seine Bruchsteinfassade förmlich zerhackt von Bombensplintern. Am Fuß der Vemlinde war der Eingang zum Tiefbunker - einem Stollen, der später mal eine Untergrundbahn werden sollte. Direkt daneben war ein Verpflegungsstand aufgestellt worden.

„Da aufe annere Seite is' was zu. hol'n“, sagte ich. „Da gibt's Achiele (Essen). Woll'n wa uns nich' ers' ma' 'n Schlag Suppe reintun?“

Der Weg dahin führte über schlampig verfüllte Bombentrichter. Die lagen unheimlich dicht beieinander. Die eingefüllte Erde war nicht verdichtet und begann bereits einzusacken. Das Straßenpflaster sah aus wie eine Mondlandschaft.

Bombenteppich

Der Verpflegungsstand war mit einer DRK-Schwester besetzt. Wie schon nach früheren Bombenangriffen, gab es den obligaten Nudелеintopf. Tönne und ich fassten noch einen zweiten Schlag Suppe. Dann kriegte jeder noch eine Wurstknipte.

Von der Schwester erfuhren wir, dass der Angriff am Abend des 6. Oktober stattgefunden hatte. Als der Zauber begann, lief gerade ein Fronturlaubszug im Bahnhof ein. Die Soldaten versuchten noch den Bunker zu erreichen - vergebens. Sie wurden ausnahmslos vom ersten Bombenteppich erwischt. Die Leichen der etwa 400 Landser hatten tagelang hier herum gelegen. Der Rest war erst am Vortag abtransportiert worden.

Mein Kumpel und ich führten die Polizisten jetzt kreuz und quer durch den Dortmunder Norden. Wir gingen voran, und unsere Bewacher folgten ininigem Abstand. In der Missundestraße trafen wir den ersten Bekannten - einen Edelweißpiraten namens Harry. Von ihm erfuhr ich, dass unser Haus noch stand, und meine Mutter den Bombenzauber überlebt hatte. Am Borsigplatz war es genauso. Tönnes Tante und die Wohnung waren weitgehend unbeschädigt geblieben.

Nach einer Mahnung unserer freundlichen Bewacher machten wir uns am frühen Nachmittag auf den Weg zur UHAD in der Lübecker-Straße. UHAD hieß nichts anderes, als Untersuchungshaftanstalt Dortmund. Das war der offizielle Name. Die Leute in Dortmund nannten das Gefängnis einfach „Lübecker Hof“, manchmal auch nur „Lübecker“.

An der kleinen Pforte neben der großen Einfahrt war eine Klingel.

Der Unteretzte drückte auf den Knopf. Nach zwei oder drei Minuten öffnete ein Maschores, ein älterer Mann mit einem langen weißen Bart. Wegen dieses Bartes und seiner Funktion als Pfortner wurde er allgemein Petrus genannt. Aber das wussten wir da noch nicht.

Er begrüßte uns freundschaftlich mit Handschlag - auch Tönne und mich.

Die Polizisten sagten ihren Spruch auf und überreichten einige amtlich aussehende Papiere.

„Und diese netten Jungs soll'n hier eingesperrt wer'n?“ fragte er bedauernd. „Das is' aber schade.“ Tönne blinzelte mir zu. Hier im „Lübecker“ schien das gar nicht so übel zu sein.

Faustschlag

Wir verabschiedeten uns von unseren Begleitern und wünschten ihnen alles Gute. Und das war aufrichtig gemeint. Sie hatten sich zu uns so anständig verhalten, wie es ihnen als Polizisten möglich war. Die Prügel, die ich nach unserer Verhaftung bezogen hatte, musste ich mir selbst zuschreiben. Die hatte ich zielbewußt provoziert.

„Denn konunt ma' rein Jungs!“ Petrus, zog uns in den Innenhof. Kaum war die Pforte wieder geschlossen, bekam Tönne einen Tritt ins Gesäß. Ich fing mir einen Faustschlag ins Genick ein. Tretend und schlagend jagte er uns über den Hof zur Eingangstür. Dort übergab er uns freundlich lächelnd einem anderen Maschores.

Später erfuhren wir, dass dieses widersprüchliche Verhalten ein besonderer Tick von Petrus war - jedenfalls bei Jugendlichen. Zu erwachsenden Gefangenen war er angeblich gleichbleibend freundlich.

Der neue Maschores führte uns ein Stück den Flur entlang und schloss uns erstmal in eine Wartezelle ein.

„Ich glaub nich', daß es mir hier, gefallen tut“, seufzte Tönne, als wir wieder allein waren. „In Pforzheim war alles viel besser.“

„Schlechte Manieren ham se hier“, bestätigte ich. „Die Pforzheimer Maschores war'n schwer in Ordnung und überhaupt... Ich glaub, ich krieg schon Heimweh nach meine' alte' Zelle.“

Nach fast zwei Stunden wurden wir dem Hausvater vorgeführt. Hier bestätigte sich mein Vorurteil, das ich gegen diese besondere Maschoressorte gefaßt hatte. „Piehl“, wiederholte der Mann hämisch, als ich meinen Namen nannte. „Auf Dich hab ich jahrelang gewartet. Seit ich Dein'n Alten kenn'n tu, weiss ich, dass Du auch ma' kommst. Der Apfel fällt nich' weit vom Pferd.“

Er musste ein gutes Gedächtnis haben, wenn er sich noch an meinen Vater erinnerte. Der saß nämlich schon über 10-Jahre im KZ. Meine Eltern waren übrigens seit 1929 geschieden, und ich hatte nicht die geringste Erinnerung an meinen Erzeuger. Vermutlich hatte der den Hausvater mal gewaltig geärgert. Warum mir das allerdings angelastet wurde, weiß ich bis heute nicht. Vielleicht hatte das was mit Sippenhaft oder faschistischer Vererbungstheorie zu tun.

Nach einer weiteren Stunde waren wir gebadet und neu eingekleidet. Wochenlang hatten wir in Pforzheim unsere eigenen Sachen getragen. Hier durften wir das nicht. Vom Krätzchen (schirmlose Mütze) bis zu den Holzpantinen trugen wir nur Gefängniseigentum am Leib. Tönne, der erheblich länger war als ich, hatte eine blaue Körperhose, die kurz unter den Knien endete. An den Hosenbeinen lief je ein gelber Streifen von oben nach unten. Die Jacke war von gleicher Qualität und Paßform. Die Ärmel reichten gerade halb über die Unterarme. Bei mir war es genau umgekehrt. Meine Sachen waren so groß ausgefallen, dass ich mir Ärmel und Hosenbeine hochkrepeln musste. Mit den neuen Monturen waren wir ein ausgesprochen komisches Gespann.

Auf unseren Jacken und Hosen waren die Buchstaben „J“ und „V“ in weißer Farbe aufgetragen - vorne und hinten. Die Lettern waren mindestens 20 Zentimeter hoch.

Während wir auf den „Einschluß“ warteten rätselten wir an der Bedeutung dieser Buchstaben herum. Tönne meinte, das müsse „Jüdische Verbrecher“ heißen. Ich war mehr für „Jugendliche Verräter“. Die tatsächliche Bedeutung war „Justiz-Verwaltung“, wie wir später erfuhren.

Meine neue Zelle war fast so wie die in Pforzheim, nur etwas kleiner und schäbiger. Das Fenster war ein vergittertes Loch mit Rahmer, aber ohne Scheiben. Zwölf Tage nachdem Angriff war hier nichts verglast oder sonstwie abgedichtet worden. In Pforzheim war das bereits am nächsten Tag geschehen. Und dann gab es noch einen wesentlichen Unterschied. Anstelle der gewohnten Toilettenanlage gab es hier den sogenannten Leibstuhl. Der bestand aus einem eisernen Gestell, in das ein irdenes Gefäß eingelassen war. Durch Anheben des Deckels stellte ich fest, dass die Zelle heute noch belegt gewesen war. Der Pott war nämlich halbvoll.

Das Abendessen war auch so wie gewohnt. Das Brot war hier allerdings dunkler und feuchter. Es schmeckte auch nicht so gut. Ich bildete mir aber ein, dass es besser sättigte.

Dieses widerliche Aufstoßen begann gleich nach dem Abendessen. Und dann kam es immer wieder. Es unterließ; einen Geschmack im Mund, der an faule Eier erinnerte. Zwar hatte ich noch

nie faule Eier gegessen, es schmeckte aber so, wie ich mir faule Eier vorstellte. Gleichzeitig wurde mein Innenleben durch ein , gewaltes Rumoren beunruhigt. Nach den langen Hungerwochen rächte sich jetzt die maßlose Schlemmerei der vergangenen Nacht. Mir war kotzübel. Die folgende Nacht wurde die qualvollste, die ich bis dahin erlebt hatte. Ich litt an einem ständigen Wechsel von Durchfall und Erbrechen. An Schlaf war nicht zu denken. Meine Übelkeit steigerte sich so, dass ich am liebsten gestorben wäre. Und all das bei halbvollem Kübel,.

Wie in Pforzheim begann das morgendliche Gefängnisleben auch im „Lübecker“ mit dem Kübel entleeren. Ich musste das randvolle Gefäß beim ersten Schließen herausstellen, Kaum hatte ich es zurückerhalten, saß ich schon wieder oben drauf - wie eine Glucke beim Brutgeschäft. Dann war Frühstücksausgabe. Ich stellte die empfangenen Köstlichkeiten, eine Brotschnitte und den Kaffee-Ersatz-Aufguß, auf den Tisch und kletterte unverzüglich wieder auf den Leibstuhl. Das war ein erst und einmaliger Vorgang in meiner Gefangenenlaufbahn. Bisher hatte ich jede Mahlzeit schnell und gierig verschlungen. Es dauerte eine Weile, bis es mir wieder besser ging. Aber dieses widerliche Aufstoßen spürte ich noch rund zwei Wochen.

Um 9 Uhr war Freistunde. Nach „Kübel raus“, „Kübel rein“ und "Frühstück" war „Freistunde“ das vierte Schließen. Ich trat aus der Zelle, stellte mich neben die Tür und wollte mit den anderen Gefangenen die Treppe runtertraben.

Termin

„Der nich'“, rief ein ankommender Maschores dem Wachhabenden zu und deutete auf mich. „Der hat um zehn Termin. Ich nehm' 'ne gleich mit.“

Eine Etage tiefer stand Tönne auf dem Flur. Ich wurde neben ihm geparkt. Und dann mussten, wir wieder warten.

„Mensch, is' mir schlecht gewesen“, flüsterte mein Kumpel. „Heut Nacht hab ich gedacht, dass ich auslaufen tu. So hab ich gekotzt und geschissen.“

„Bei mir war das auch so. Und mein Scheisskübel war schon halbvoll, als ich da reinkam. Als nix mehr reinpasste, mußte ich freiweg immer hochziehn un' runterschlucken.“

Tönne lachte leise.

„Was meinst du wohl, was se uns gleich verpassen wer'n?“ fragte er dann.

„Wird schon nich' so doll sein“, meinte ich. „Mehr als zwei Monate wer'n da bestimmt nich' rumkomm'. Dann sind wir in vierzehn Tage' wieder draußen.“

„Dieser Bau is', wie so'n Uhrwerk. Immer sind se hier 'ne Glocke am läuten oder am rumklappern. Un' alle, ham das eilig. Hier kann ich mich beim besten Willen nich' wohlfühl'n.“

Unser Maschores kam zurück und brachte uns zum Amtsgericht hinüber. Dazu mussten wir ein Stück die Lübecker Straße entlang gehen. Bei einem Fluchtversuch würde er sofort schießen, drohte er uns an. Im Gerichtsgebäude brachte er uns in einen langen menschenleeren Flur und befahl uns hier zu warten. Dann drehte er sich abrupt um und verschwand wieder.

Wir standen mutterseelenallein im kalten Gerichtsflur.

„Jetz', wo der Maschores weg is', könnt'n wa glatt die Kurve kratzen“, sagte ich.

Tönne blickte mich forschend an. Dann sah er an sich herunter. „Hat kein' sittlichen Nährwert“, meinte er. „So wie se uns verkleidet ham, könn' wa hier nich' raus. Wenn uns draußen einer sieht, langt der sich gleich am totlachen an. Das könn' wa nich' machen. Gibt sowieso nich' genug Überlebende hier.“

Ein junger Mann kam den Flur entlang und blieb bei uns stehen. Am Mantelaufschlag trug er ein HJ-Abzeichen.

„Ei, ei,“ Spottete er gutgelaunt, „Habt Ihr neue Uniformen?“

Mein Kumpel grinste ihm vertraulich zu;

„Was is' mit Dir Macker?“ fragte er. „Kriegste hier auch ein' reingewürgt?“

HJ-Abzeichen

Konnte Tönne das HJ-Abzeichen nicht sehen? Oder wie kam er dazu, so freundschaftlich mit dem Fremden zu reden? Mein Kumpel war sicherlich toleranter als ich; das muss ich neidlos zugeben. Nach seiner Meinung konnte man sogar Leinen mit Hakenkreuzabzeichen eine gewisse Menschenähnlichkeit nicht absprechen. Man müsste nur genau hinsehen. Aber selbst wenn er da richtig lag, jetzt übertrieb er.

"Ich bin der Jugendstaatsanwalt" stellte sich der Mann vor. "Und gleich werde ich die Anklage gegen Euch vertreten!"

Mein Kumpel war sichtlich erschrocken. Das' schadete ihm gar nichts, was musste er sich auch bei so einem anbiedern.

„Ihr braucht keine Angst haben," sagte unser Ankläger, beruhigend. "Nach der, Verhandlung werdet Ihr sowieso entlassen. Für das bischen Blaumachen habt Ihr ja lange genug gesessen."

Ich weiss nicht, wie es kam, aber der Bursche war mir plötzlich ungemein sympathisch - trotz des HJ-Abzeichens. Man darf sowas auch nicht allzu streng beurteilen.

Und dann kam endlich der Richter - ein weißhaariger Mann, der mit seinem Schlapphut und dem langen schwarzen Mantel eher wie ein Geistlicher aussah. Er überzeugte sich, dass wir vor dem richtigen Saal standen. „Na, dann woll'n wir mal", beschloss er, und wir traten ein.

Wir traten auch gleich wieder zurück. Der Gerichtssaal sah aus wie ein Schlachtfeld, Trümmer, Scherben und Mörtelstücke bildeten mit dem Kleinholz des ehemaligen Mobilars' ein wüstes Durcheinander. Nach gründlicher Inspektion der Örtlichkeit, schlug der Staatsanwalt vor, im Beratungszimmer zu verhandeln. Das war ein kleiner, angrenzender Raum, von etwa zwei mal zweieinhalb Metern. Hier sah es zwar auch wüst aus, aber nachdem wir gemeinschaftlich 20 Minuten lang entrümpelt hatten war das Zimmerchen wieder ganz passabel. Sogar der Tisch war noch zu gebrauchen. Alles andere hatten wir einfach in den großen Gerichtssaal geworfen. Richter und Staatsanwalt mussten allerdings genauso stehen, wie die Angeklagten. Es gab hier keinen Stuhl, der den Bombenzauber überstanden hatte.

Der Richter stellte sich in Positur und sagte:

"Heil Hitler. Die Verhandlung ist eröffnet". Dann murmelte er noch einige Sätze, die ich nicht verstand -Tönne auch nicht. Daraufhin zog der Staatsanwalt ein Blatt Papier aus der Tasche und las uns was vor. Der Richter nickte einige Male zustimmend. Tönne und ich standen in strammer Haltung vor dem Tisch und hörten nicht zu. Später kamen einige Fragen an uns - vom Richter und auch vom Staatsanwalt. Wir antworteten immer mit einem zackigen „Jawoll". Zum Schluss kam die Urteilsverkündung: „Der Jugendliche Kurt Piehl wird wegen fortgesetzter Arbeitsbummelei zu drei Wochen Jugendarrest verurteilt. Der Jugendliche Anton W. wird wegen fortgesetzter Arbeitsbummelei zu zwei Wochen Jugendarrest verurteilt. Beide Strafen sind durch die Untersuchungshaft verbüßt. Die Angeklagten sind unverzüglich auf freien Fuß zu setzen. Die Verhandlung ist geschlossen. Heil Hitler".

Unverzüglich dauerte immerhin noch anderthalb Stunden. Am 19. Oktober 1944, punkt 12 Uhr traten wir durch die kleine Pforte wieder in die relative Freiheit des Großdeutschen Reiches.

Auf der anderen Straßenseite klebte ein Mann ein Plakat an die Ruinenwand. Darauf wurde für den „Deutschen Volkssturm" geworben. Das interessierte uns aber nicht. Von diesem Verein hatten wir noch nie was gehört.